

►► [Zum Grundeintrag der Zeitschrift](#)

►► [Zur Startseite](#)

„... es war schon erlösend, dass es den gegeben hat“

Der Turm (1945-1948)

HOLGER ENGLERTH

„Ich taumle durch den Reichtum eines Landes, an dem der Krieg vorbeigezogen ist“, berichtete Egon H. Seefehlner, der Chefredakteur des „Turm“ (1945-1948), über die Schweiz. Die Begegnung mit Schriftstellern in England im weiteren Verlauf seiner Reise ließ ihn seufzen: „Wieviel haben wir noch nachzuholen.“¹ (Und das, obwohl England 1947 noch in ähnlichem Ausmaß unter den Kriegsschäden litt wie sein Heimatland.)

In Österreich erwarteten ihn bei seiner Rückkehr wieder „Enge und Vorläufigkeit“. Das 1947 seltene Privileg einer Reise mit einem neuen Pass hatte seine Hoffnungen für Österreich eher getrübt. In seiner Zeitschrift „Der Turm“ war zu dieser Zeit auch nicht mehr viel von dem vehementen Aufbruchswillen des ersten Jahrgangs zu spüren. Nach einer mehrmonatigen Pause erschien 1948 ein einzelnes, letztes Heft der Zeitschrift, dessen Leichtgewichtigkeit was Inhalt und Umfang betraf auch nicht mehr verhindern konnte, dass sie zusammen mit vielen anderen Zeitschriften in diesem Jahr ihr Ende fand.

„Der Turm“ wollte die repräsentativste Zeitschrift Österreichs sein – und wurde von vielen auch genau so wahrgenommen. Er verdankte das den – zumindest damals – ‚großen Namen‘ seiner Beiträger und der Tendenz vielen Beiträgen eine Aura des Grundsätzlichen zu verleihen. Es gibt kaum eine Zeitschrift, die so sehr am Fundament eines neuen – oder von anderem Standpunkt aus: wiedererweckten – Österreich arbeitete, wie „Der Turm“, auch wenn dabei die Haltbarkeit oder Vereinbarkeit der verwendeten Bauteile nicht immer ganz unfragwürdig waren. Die Zeitschrift sollte dabei im Zusammenhang mit den weiteren Bemühungen der „Österreichischen Kulturvereinigung“ gesehen werden, eine von der eben gegründeten Österreichischen Volkspartei unterstützte Organisation, die durch Ausstellungen, Plakatwettbewerbe, Aufführungen und Vorträge der darniederliegenden Nachkriegskultur neues Leben einhauchen wollte.² Eine ähnliche Breite zeichnete auch die Zeitschrift selbst

¹ Egon H. Seefehlner: Notizen von einer Reise nach London. Der Turm (Im Folgenden „T“) 2 (1947), H. 5/6, S. 200-203.

² Rüdiger Wischenbart: Der literarische Wiederaufbau in Österreich 1945–1949. Dargestellt an sieben literarischen Zeitschriften. Graz: Dissertation 1981, S. 14.

aus, deren Themen Religion, Philosophie, Literatur, Bildende Kunst, Theater, Musik und vereinzelt auch Naturwissenschaften waren. Im ersten Jahr beeindruckte ein auf Glanzpapier gedruckter Mittelteil, in dem moderne, aber auch alte Kunst dargebracht wurde. Der eher geringe Preis dafür wurde durch finanzielle Unterstützung der ÖVP ermöglicht. Auch wenn die zunehmend schwierige Lage im zweiten Jahrgang dem drucktechnischen ‚Luxus‘ gewisse Grenzen setzte, blieb der „Turm“ mit seiner klaren Gestaltung und dem ausgesprochen gezielt eingesetzten Bildmaterial eine der am schönsten gemachten Kulturzeitschriften der Nachkriegszeit.



Titelbild (Erstes Heft, zweiter Jahrgang)

„Der Turm“ war weder eine Zeitschrift der Avantgarde, noch eine Plattform der Jugend oder ein Forum für eine damals auch kaum existente kritische Öffentlichkeit. Aber er war der Ort, an dem viele versammelt wurden, denen man zutraute, nach dem Krieg wieder (und auf dieses „wieder“ muss besondere Betonung gelegt werden) für Österreich als kulturellen Standort zu arbeiten, wenn auch unter oft kaum bewusst gemachten neuen Umständen und in einigen Fällen mit einer heute kaum mehr nachvollziehbaren Amnesie, was die Jahre des Nationalsozialismus in Österreich betraf.

Obwohl sich der „Turm“ oftmals gegen „Ideologien“ wandte, prägte ihn selbst das Bekenntnis zum „christlichen Abendland“. Das Bewusstsein der öffentlichen Aufgabe und der Teilnahme am Wiederaufbau ließen ihn in einem ungewöhnlichen Ausmaß staatstragend auftreten. Dass sich in der Fülle der Beiträge auch solche finden, die zur allgemeinen Linie in einem gewissen Widerspruch standen, bezeugt durchaus ein jetzt tatsächlich umgesetztes Bekenntnis zur Demokratie. Und auch die Thematisierung des Exils war keinesfalls so gering, wie das bisher dargestellt wurde.³ Da der „Turm“ als eine der ersten Kulturzeitschriften bereits im August 1945 erschien, prägten ihn aber doch vor allem jene, die während der Herrschaft der Nationalsozialisten im Land geblieben waren.

STANDPUNKTE

Ich wußte nicht, wie man eine Zeitschrift macht, und ich wußte zunächst auch gar nicht, wie man die nötigen Leute zusammenbringt, aber ich ließ meine Phantasie spielen. Am Abend vor dem Einschlafen malte ich mir aus, was ich eigentlich machen wollte, träumte vor mich hin und habe dann das Geträumte auch verwirklicht – ein Prinzip, dem ich bis auf den heutigen Tag treugeblieben bin.⁴

Egon H. Seefehlners ‚Gute-Nacht-Geschichte‘ über die Entstehung des „Turm“ in seiner Autobiographie gibt sich möglicherweise deshalb so betont naiv, um jeglichen Verdacht politischen Kalküls abzuwehren. Das Suchende, Provisorische und Unbestimmte, das besonders die ersten Hefte auszeichnete, ist damit aber auch angerissen. Die erstaunliche Unbeschwertheit, mit der Seefehlner an seine Arbeit resultierte aus seiner tiefen Einbettung in die Kreise der vormaligen Christlich-Sozialen und seiner wie selbstverständlichen Nutzung der verfügbaren politischen Kontakte.⁵ Diese Umgänglichkeit hatte ihre Schattenseite in einer

³ Ingrid Pfeiffer: Scheideweg der Worte. Literatur in österreichischen Zeitschriften 1945-1948. Wien: Steinbauer 2006, S. 151.

⁴ Egon H. Seefehlner: Die Musik meines Lebens. Vom Rechtspraktikanten zum Opernchef in Berlin und Wien. Wien: Neff 1983, S. 83.

⁵ Unmittelbar nach Kriegsende wurde er von Monsignore Fried, einem rotarischen Freund seines Vaters, den er bei der provisorischen Regierung der Widerstandsregierung 05 im Palais Auersperg traf, zur eben gegründeten Volkspartei weitergeschickt, deren Präsident Dr. Pernter und Generalsekretär Hurdes war. „Hurdes, der im damaligen Parteilokal in der Bankgasse saß, empfing mich mit den Worten: „Ah, das ist gut, daß d’kommst, wir brauchen sowieso Leut’ zum Aufnehmen von Mitgliedern.“ Ich erwiderte, daß ich mir eigentlich eine gehobeneren Tätigkeit erhofft hatte. „Was hast dir denn vorg’stellt?“ – „Außenpolitik oder Kultur.“ – „Das ist gut, wir haben eh’ vorläufig dafür niemanden, mach’s. Geh in den Schottenhof, dort haben wir ein Büro, das muß man zuerst einmal zusammenräumen, das war eine Dienststelle der Luftwaffe.“ Ich wanderte also in den Schottenhof und traf dort anderem Johannes Eidlitz, Herbert Braunsteiner, Georg Zimmer-Lehmann und Wilfried Gredler. Zunächst mußten wir die Zimmer putzen, dann stellten wir einen Tisch auf, und die Aufnahme der Mitglieder konnte beginnen. Mir war sehr bald klar, daß es für eine außenpolitische Tätigkeit zunächst keine Möglichkeiten gab. In kultureller Hinsicht sah es besser aus. Ich beratschlagte mit Pernter, was zu machen sei –

Tendenz zur – wie ich es nennen möchte – ‚unbestimmten Grundsätzlichkeit‘, die für die ganze Zeitschrift kennzeichnend ist. Nicht immer handelt es sich dabei um die dezent existentialistische Mystik eines Otto Mauer, den Seefehlner zum Mitarbeiterstab der Zeitschrift zählte. Im ersten Heft findet sich von ihm der programmatische Aufsatz „Kunst und Christentum“, in dem es heißt:

Kunst predigt die Schönheit der Wahrheit, den triumphalen Sinn alles Wirklichen, die Vertauschbarkeit von Sein, Wahrheit, Güte. Künstler sind Gläubige, Kreuz ist die Form der Bewältigung alles Disparaten in der Liebe zum Tatsächlichen. Kunst ist Gehorsam, der im Vertrauen wurzelt und von Hoffnung beschwingt wird.⁶

Der katholische Standpunkt war in den Heften nicht zu übersehen. Er schien auch Gegenstand von Kritik gewesen zu sein, denn die Redaktion der Zeitschrift versuchte später in einem Beitrag „Mystizismus?“ die Position des „Turm“ zu klären:

Wir hassen den Mystizismus der Rasse. Wir hier hassen den Mystizismus der Romantik in der gegenwärtigen Situation. Wir hier hassen den Mystizismus, der da sagt, ein Österreicher sei schon deshalb ein besserer Mensch, weil er ein Österreicher ist. Wir hier hassen diesen ganzen Mystizismus der Kollektivbeschuldigungen, der zum Terror führt, mag er kommen, von wo er will. Und dies alles hassen wir, weil wir Christen sind und weil wir uns als Christen in die Aktualität einer politischen Situation gestellt sehen, die nur aus der entschiedensten Aktivität heraus bewältigt werden kann.⁷

In dieser Replik wird der Begriff des Mystizismus so sehr ins Allgemeine gewendet, dass vom ursprünglichen Vorwurf kaum mehr etwas sichtbar bleibt, und er durch das Bekenntnis zur *vita activa* schließlich ausgehebelt wird.

An anderer Stelle werden die Künstler in die Pflicht genommen, denn: Kunst ist Gnade. „Nur in diesem unbedingten Bezug auf das Höchste und Letzte erfährt die Freiheit der Kunst und des Künstlers ihre Rechtfertigung: nur so entgeht sie der Verführung zur destruktiven Willkür und zum einsiedlerischen Nihilismus“.⁸ Der Existentialismus als eine die Nachkriegszeit prägende Gedankenrichtung wurde zwar nicht ignoriert, die Betrachtung wahrte dabei aber eine deutliche Distanz. So wird eine Darstellung der Philosophie Jean Paul Sartres nur zusammen mit dem vor- und nachgestellten Versuch einer Widerlegung gebracht, in dem es heißt: „Der Christ betrachtet fast mit Rührung die heroische Anstrengung, mit der sie [Heidegger und Sartre, Anm. des Verfassers] dennoch den Menschen in seiner Würde, ja in seiner verzweifelten Verantwortlichkeit für sich selbst aufrechtzuerhalten versuchen.“⁹ Die

und so kam es im Juli 1945 zur Gründung der Österreichischen Kulturvereinigung.“ Egon H. Seefehlner: Die Musik meines Lebens. Vom Rechtspraktikanten zum Opernchef in Berlin und Wien. Wien: Neff 1983, S. 82f.

⁶ Otto Mauer: Kunst und Christentum. T 1 (1945), H. 1, S. 6f.

⁷ Ungezeichneter Artikel von Seefehlner: Mystizismus? T 1 (1946), H. 10, S. 275.

⁸ Egon Seefehlner: Kunst und Öffentlichkeit. T 1 (1945), H. 4/5, S. 83.

⁹ Gerhart Horst: Der Existentialismus bei Jean-Paul Sartre. T 2 (1946), H. 1, S. 12. Die Ablehnung Sartres bleibt konstant, so auch in T 2 (1947), H. 9/10, wo eine kurze und beißende Bemerkung zu finden ist: „Im Moskauer

Überlegenheit der Christen rühre von deren Glauben an die Gottesliebe, bzw. der Liebe zum Du.

Das Bekenntnis zum Christentum bedeutete aber nicht bedingungslose Unterstützung aller seiner Ausprägungen. Überlegungen, den spanischen Diktator Francisco Franco als Förderer des Katholizismus zu unterstützen, erteilte Theodor Sapper eine unmissverständliche Absage.¹⁰ Und von dem Franzosen Georges Bernanos borgte man sich die selbstkritischen Worte aus: „Das große Unglück dieser Welt [...] ist nicht, daß es Gottlose gibt, sondern daß wir so mittelmäßige Christen sind“.¹¹

Der „Turm“ gab sich in vielen Beiträgen bedächtig, der Appell gehörte aber im Bedarfsfall durchaus zu seinen Mitteln. Dementsprechend lassen die programmatischen Artikel der Redaktion, bzw. von Egon H. Seefehlner auch immer wieder leise Zweifel durchscheinen. Diese Unentschiedenheit scheint ein Phänomen der Nachkriegszeit zu sein. Dass die Redaktion des „Turm“ den „Aufruf zum Leben“¹² von Carl Zuckmayer, den er unter dem Eindruck des Selbstmordes von Stefan Zweig noch während des Krieges verfasst hatte,¹³ auch nach Kriegsende noch für notwendig empfunden hat, macht deutlich, wie groß die Erschöpfung jener gewesen sein muss, die zumindest überlebt hatten. Einen Eindruck dieser ‚Depression‘ vermittelt etwa der kurze Text von Michael Reinthaler, der später nur noch vereinzelt mit Übersetzungen in Erscheinung getreten ist. In „Hunger“ klingen Lagererfahrungen (es bleibt unklar, ob es sich um ein Konzentrations- oder ein Kriegsgefangenenlager handelt), die von der Wehrmacht ausgelöste Hungersnot in Athen oder die Schrecken des Luftkrieges an. Nach dem Krieg aber wartet neben der täglichen Arbeit die Erschöpfung: „Es kommt aber der Augenblick, wo auch der Vogel, der die Freiheit über alles liebt, es müde wird, gegen das Undurchdringliche anzustoßen, wo er die Flügel über den Boden spannt und den offenen Schnabel streckt, damit ihm wenigstens Ruhe werde.“¹⁴ Todessehnsucht und Gottesgewissheit verbinden sich in diesem Text.

Neben dem Bekenntnis zur „christlich-katholischen Kultur des Abendlandes“ und dem Appell, sich dem Positiven zuzuwenden (dem die abgedruckten Texte nicht durchgehend Folge leisteten), finden sich im „Turm“ kaum eine ausformulierte Poetik, sowie kaum

Schriftstellerklub fand eine lebhafte Diskussion über Jean-Paul Sartre statt. Allgemein wurde seine Philosophie als „zutiefst reaktionär“ bezeichnet.“ S. 338.

¹⁰ Theodor Sapper: Ist Franco Retter der Kultur in Spanien? T 2 (1946), H. 1, S. 33.

¹¹ Georges Bernanos: Das große Unglück dieser Welt. T 2 (1946), H. 1, S. 7.

¹² Marginalie: Einen Monat später erschien im Plan (1 (1946), H. 7, S. 588) Ilse Aichingers Text „Aufruf zum Mißtrauen“. Ohne sich im Inhaltlichen wesentlich zu decken, ist der ähnlich gestimmte Ton der beiden Texte doch frappierend.

¹³ Carl Zuckmayer: Brief nach Österreich. T 1 (1946), H. 11, S. 313-316.

¹⁴ Michael Reinthaler: Hunger. T 2 (1946), H. 2, S. 69f.

Vorgaben, welche wie auch immer gearteten Kriterien Literatur zu erfüllen hätte. Lediglich ‚ausgeborgt‘ wirkt ein ‚Zwiegespräch über moderne Dichtung‘ des englischen Dichters Stephen Spender, dem in der vorangestellten Notiz ‚programmatische Bedeutung‘ zugebilligt wird. Allein, die Grundaussage ist mehr Schelte moderner Lyrik als deren Programm: ‚Das Problem, sich mit den Dingen der Allgemeinheit zu befassen, hat die modernen Dichter dazu gebracht, zu vergessen, daß Dichtungen dem Leser Entzücken, Unterhaltung, Freude sein sollen.‘¹⁵

NEUBAU ODER RENOVIERUNG – BAUSTELLE ÖSTERREICH

‚Rettet das Antlitz Wiens!‘ – mit diesem Aufruf empfing der ‚Turm‘ seine Leser im ersten Heft. Die einzigen Anzeigen sind Spendenaufrufe zum Wiederaufbau von Staatsoper und Burgtheater; zum zentralen Symbol allerdings wird der Stephansdom.¹⁶ Schon im 2. Heft wird unter dem kühlen Titel ‚Bericht über den Stephansdom‘ eine ins Pathetische hineinreichende Programmatik entwickelt:

Heimatherz, Glaubensherz, Gotteshertz. So wie Gott in uns ist und gleichermaßen weit über uns, so ist dieser Dom in uns und gleichermaßen weit über uns. Und wie unsere Seele verwundet worden ist, als der Dom Feuer fing, so muß das Gottesbild in uns verwundet worden sein durch solchen Teufelssieg der Barbarei.¹⁷

Die Tatsache der Brandstiftung durch Wiener Plünderer selbst bleibt nicht unerwähnt. Die Renovierung durfte sich nicht auf das Gebäude selbst beschränken, sondern sollte auch die vom Krieg zerstörten Herzen der Menschen erfassen. Seefehlner sah bei diesem christlichen Heilgeschehen die Kunst an zentraler Stelle platziert. Die Hoffnungen waren groß, hätte doch ‚die Liebe zur Kunst [...] Österreich zu einer Weltmacht im wahrsten Sinne des Wortes gemacht‘.¹⁸ Damit ist aber auch schon klar, dass nicht unbedingt Neues zu erwarten war, sondern die Rückkehr zu einem vorherigen Zustand das Ziel war. Nirgendwo lässt sich das so deutlich ausmachen, wie an der Literatur, die der ‚Turm‘ brachte. Die einmalige Doppelseite ‚Neue Verse aus Österreich‘ präsentiert gerade nicht junge Lyriker, wie man das vielleicht erwarten könnte, sondern nur Neues von Alten, mit der

¹⁵ T 2 (1947), H. 5/6, S. 184f.

¹⁶ Es ist für das entstehende Österreichbewusstsein bezeichnend, dass Gebäude wie das Parlament oder das Rathaus, die ja ebenfalls beschädigt waren, niemals ähnlich starke emotionelle Gefühle auslösen konnten. Ein Verfassungspatriotismus konnte sich so nur in geringen Ansätzen entwickeln.

¹⁷ Ungezeichnet (mgl. Egon Seefehlner): Bericht über den Stephansdom. T 1 (1945), H. 2, S. 21.

¹⁸ Egon Seefehlner: Kunst und Öffentlichkeit. T 1 (1945), H. 4/5, S. 84.

Weigel († 1991) schreibt hier aus der Position eines dem Tode nahe stehenden Menschen und verwendet die dabei üblichen positiven Stereotype.

Und alles Falsche wird so klar,
Doch scheint's verklärt im Abendrot,
Und man bejaht die Welt, die war,
Ist eins mit ihr in Glück und Not.

Diese Verklärung, diese Bejahung einer Welt lässt sich wohl weder mit dem Krieg, in dem jene sich gerade noch selbst zerfleischte, noch mit dem persönlichen Emigrantenschicksal Weigels in Übereinstimmung bringen. Vom unpersönlichen „man“ wechselt das Gedicht in der letzten Strophe unvermittelt zum „uns“: Ein Kollektiv der Sterbenden?

Man ruft im Geist die Zukunft an:
Ihr seid die Richter unsres Tuns,
Blickt gut auf das, was wir getan,
Richtet uns gnädig, lernt an uns.²²

Im selben Heft findet Jorg Lampe zu Sätzen über modernes Schreiben, denen die Traditionsverbundenheit und Konventionalität der Gedichte kaum entsprechen:

Wir wissen genau, daß beispielsweise die meisten hohen und großen Worte derart verbraucht und vorbestraft sind, daß man sich ihrer kaum mehr bedienen kann, um ein echtes Gefühl auszudrücken. Dieses muß infolgedessen von sich aus, wenn schon nicht neue Worte, so doch eine Sprache bilden, die in seiner Unmittelbarkeit und Echtheit gemäß ist.²³

Vom hier angedeuteten Zweifel an der Sprache ist jedenfalls bei den „Neuen Versen aus Österreich“ jedenfalls nicht viel zu merken.

Dem entspricht eine gewisse Vorsicht in der Behandlung der Leser, wie einer kleinen, ungezeichneten Glosse zu entnehmen ist: „Das Publikum muß die Kritik wieder lesen lernen. [...] Freiheit ist kein Geschenk, sondern eine Aufgabe. Die Freiheit der Kritik hat nur dann einen Sinn, wenn ihr die wiedererworbene Freiheit des Lesers entspricht.“²⁴

Eine weitere Freiheit musste erst noch zurückerobert werden: Die Freiheit eines funktionierenden Marktes. Dazu gehörte auch der Buchhandel, in dessen Dienste sich die Buchrezensionen im „Turm“ im eröffnenden Geleitwort von Wilhelm Frick, dem damaligen Leiter der Papierkommission und vormaligen Präsidenten des österreichischen Buchhandels, gestellt sahen. Die Hoffnungen waren groß, sollte doch Wien anstelle von Leipzig zu DER Buchstadt der deutschsprachigen Länder werden. „Hier haben sich das Organ einer Partei mit dem ausdrücklichen Willen zur Macht und ein Vertreter der Wirtschaft zum gemeinsamen

²² Hans Weigel: Am Abend einer Zeit. T 1 (1946), H. 12, S. 389.

²³ Jorg Lampe: Schlußwort zu unserer Frage: „Warum sind wir modern?“ T 1 (1946), H. 12, S. 400.

²⁴ T 1 (1946), H. 8, S. 22.

Zweckoptimismus zusammengefunden“, urteilt Pfeiffer über diese Verbindung.²⁵ Die wirtschaftlichen Probleme, aber auch mangelnder politischer Wille sollten allerdings in dieser Hinsicht einem Erfolg im Wege stehen.²⁶

Von der allgemeinen Papierknappheit blieb trotz der engen Verflochtenheit mit der ÖVP auch der „Turm“ nicht verschont. Die Klagen darüber wiederholten sich in den Heften und sind – im Vergleich mit anderen Zeitschriften – noch ein Stück mehr davon beseelt, sich selbst als größtes Opfer zu sehen und sich gleichzeitig für die Bewahrung der eigenen „Haltung“ auf die Schulter zu klopfen.²⁷

Alexander Lernet-Holenia gehörte zwar nicht zur Redaktion des „Turm“, dennoch sind seine – häufigen – Beiträge durchaus als Anpassung und oft sogar Schärfung der Positionen der Zeitschrift zu verstehen.²⁸ Über deren wirtschaftliche Probleme schrieb er: „Unsere gesamten Zeitschriften führen ihren Namen völlig zu Unrecht, es gibt keines ihrer Hefte, das wirklich ‚zur Zeit‘ erschiene, das Juli-Heft erscheint im Oktober, das Oktober-Heft im Dezember.“²⁹

Die „materielle Krise der Kultur“, so der Titel seines Beitrags, reiche allerdings weiter:

Kulturelle Leistungen sind unmöglich, wenn die Züge eingestellt werden, Pässe praktisch nicht erhältlich sind, die Insassen aller Bureaux frieren, die Arbeiter zu wenig zu essen haben. [...] Diese Krise ist keine geistige. Sie ist eine materielle. Die Welt ist in Unordnung, sie ist ein Chaos, aber vom Geistigen ist sie nicht zu heilen. Das wirklich Geistige kommt aus den allermateriellsten, allersimpelsten, allerbanalsten Gründen einfach nicht mehr zu Wort. Wir sehen uns in dem lächerlichen, offenbar unserem Jahrhundert vorbehaltenen Falle, daß auch unsere Kultur nur mehr vom Primitivsten, vom Materiellsten her zu retten ist.³⁰

Nun ist der Hinweis auf die Bedeutung etwa funktionierender Heizungen für das Entstehen von Kunstwerken durchaus richtig, das Fehlen von Werken, „über die gesprochen, getagt, geredet wird“, lässt sich wohl kaum alleine dadurch erklären. Die Beschränkung auf die materiellen Probleme der Nachkriegszeit ermöglichte es aber, sich einer Auseinandersetzung

²⁵ Ingrid Pfeiffer: Scheideweg der Worte. Literatur in österreichischen Zeitschriften 1945-1948. Wien: Steinbauer 2006, S. 131.

²⁶ Hans Peter Fritz: Buchstadt und Buchkrise. Verlagswesen und Literatur in Österreich 1945-1955. Wien: Dissertation 1989, S. 61-68.

²⁷ Auf der Innenseite des Umschlags zu T II.5/6 (1947): „Die Verspätung, mit der das vorliegende Heft des „Turm“ erscheint, hat die schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen. [...] Die Folgen der Winterkrise mit ihren unvorhergesehenen Stromabsperungen und der Einstellung der Gasbeheizung der Setzmaschinen haben es der Druckerei unmöglich gemacht, den Satz auch nur halbwegs rechtzeitig fertigzustellen. Unsere Leser mögen davon überzeugt sein, daß es die Herausgeberin [gemeint ist die Österreichische Kulturvereinigung, Anm. d. Verf.] weder an Energie noch an sonstigen Opfern hat fehlen lassen. [...] Gegenüber der allgemeinen Unsicherheit, der Unsolidität und dem dadurch heraufbeschworenen Korruptionismus gilt es, mindestens die Haltung zu bewahren.“

²⁸ Auch wenn sich diese in Einzelfällen sogar von Lernet-Holenias Aussagen etwas distanzierte. So wird der „Notiz aus der Schweiz“ von Lernet-Holenia in T I.10 (1946) noch im selben Heft unter der Rubrikbezeichnung „Ecke der Redaktion“ teilweise widersprochen (S. 300).

²⁹ Alexander Lernet-Holenia: Die materielle Krise der Kultur. T 2 (1946), H. 3/4, S. 108.

³⁰ Alexander Lernet-Holenia: Die materielle Krise der Kultur. T 2 (1946), H. 3/4, S. 108f.

mit den Verheerungen, die der Nationalsozialismus auf dem geistigen Feld angerichtet hat, zu entziehen, was durchaus im Interesse Lernet-Holenias gelegen sein mag.

Durchaus im Kontrast zum „biologisch-materialistischen Grundprinzip der Staatsbildung“, das unter den Nationalsozialisten geherrscht hatte, wollte der „Turm“ Österreich als etwas „geistiges“ verstanden sehen – und gab damit und mit der ausschließlichen Befragung von Schriftstellern eigentlich schon selbst die Antwort auf die Frage „Was ist österreichisch?“ vor. Angefragt wurde bei Franz Theodor Csokor, Hans von Hammerstein, Rudolf Henz, Rudolf Kassner, Max Mell, Alexander Lernet-Holenia und Hans Weigel.

„Dichterisch gefasst ist einzig die Antwort Csokors, die in einer Art lyrischen Prosa in vier Schritten jeweils über These und Antithese zu einer das Österreichische definierenden Synthese führt.“³¹ Das klingt dann so: „Österreichisch sein heißt also, in der Wahl zwischen gestern und heute sich für morgen zu entscheiden.“³² Für den Emigranten Csokor selbst mögen diese Zeilen eine gewisse Stimmigkeit haben, schrieb er sie doch noch auf dem Weg zurück nach Österreich aus Rom. Die Enthistorisierung, die in ihnen angelegt ist, kann der Frage nach dem „Österreichischen“ aber wohl kaum gerecht werden. Hammerstein definiert Österreich über seine Negation: „Aber man nehme Österreich den Österreichern weg, und alle werden sofort fühlen, was sie verloren haben.“ – Das ist eine zweifellos gewagte zeithistorische Interpretation, für die der Jubel am Heldenplatz 1938 schlicht nie erklingen war. Die bei allen Beiträgen anzutreffende Tendenz statt einer Definition eher ein zu erstrebendes Lebensideal zu entwerfen, tritt am deutlichsten bei Rudolf Henz hervor: „Leben um des Lebens willen, mißtrauisch gegen alles Verzerrete und Verstiegene; Natur durch den Geist erhöht, die Geistigkeit durch das Natürliche stets gebändigt; auch im kleinsten Bereich weltoffen, auch als Weltbürger der Heimat verpflichtet bis ins Letzte.“³³ Die Unschärfe, die all diesen Benennungsversuchen zu eigen ist, resultiert aus dem beinahe jede Zusendung kennzeichnenden Bemühen, alle Gegensätze zusammenzuführen, was aus dem „Österreichischen“ schlussendlich lediglich ein seltsames Paradoxon macht.

Nur Hans Weigel rückt von dieser Richtung ein wenig ab, indem bei ihm auch Kritisches zu vernehmen ist:

Auf die unrühmlichen Leistungen stolzer als auf das wirklich Große, namentlich wenn dieses noch nicht mumifiziert ist – dabei mehr dreivierteltakt-voll als taktvoll – sich auf das Wunder der Improvisation, gefördert durch allgemeine Beliebtheit, zu sehr verlassen – auf die große Vergangenheit und landschaftliche Schönheit wie auf persönliche Leistungen hinweisen – die Offenheit für das Fremde in

³¹ Ingrid Pfeiffer: Scheideweg der Worte. Literatur in österreichischen Zeitschriften 1945-1948. Wien: Steinbauer 2006. S. 143.

³² T 2 (1946), H. 2, S. 50.

³³ Ebd.

Servilität ausarten lassen – guten alten Zeiten nachtrauern, auch wenn sie nur alt und gar nicht gut waren -
- das ist leider auch österreichisch.³⁴

Zumindest war in der „österreichischen“ Frage ein gewisser Dissens möglich, etwa wenn Lernet-Holenia seine Stellungnahme mit folgendem Satz schloß: „Kurz, es ist österreichisch, im Einklang mit sich selbst zu sein“ – und Weigel gleich darauf mit diesem einsetzte: „Nie mit sich und dem Seinen zufrieden, aber doch stolz darauf [...]“.³⁵ Nach den Jahren der erzwungenen Einheitsmeinung könnten derart offenbare Differenzen durchaus auch eine befreiende Wirkung beim Leser gehabt haben.

BERUHIGUNGEN

Die Erfahrung des Nationalsozialismus als einer Kraft, die sowohl Politik als auch Kultur so weitreichend durchdringen konnte, führte Seefehlner, zusammen mit vielen seiner Zeitgenossen, zu der Vorstellung, dass die beiden Sphären am besten getrennt bleiben sollten. Diese Position prägt seine Kommentare in der Zeitschrift³⁶ genauso wie noch die Erinnerungen des alten Mannes, wie sie in einem Gespräch mit Felicitas Schreier, der heutigen Sekretärin der immer noch bestehenden Österreichischen Kulturvereinigung, dokumentiert sind, in dem er sagte: „Und meine erste Idee war die, daß die Kultur mit Politik eigentlich nicht viel zu tun haben soll, sondern nur die Richtung sollte sein: Christlich-abendländisch“.³⁷

Die ideologischen Züge des Christentums selbst negierte Seefehlner dabei allerdings. Auf die Betonung der Ideologielosigkeit des „Turm“ folgt dementsprechend oft ein durchaus programmatischer und direkter christlicher Beitrag.

Die Redaktion war dennoch weniger an einer streitbaren Propagierung ihrer Ziele, bzw. harter Kritik ihrer Gegenwart interessiert, sondern bewies gerade in der Auswahl der literarischen Texte den Hang zum Beruhigenden und Hoffnungsweckenden. Das Abdriften in die Idylle bleibt dabei aber die seltene Ausnahme. Sätze wie aus Max Mells „Gespräch über die Rose“ stehen demnach am äußersten Ende der Süßlichkeit, die sich der „Turm“ gestattete: „Ich sehe die Wölbung dieses knospenhaften Blumenkörpers, sehe diesen Kern, wo die samtenen

³⁴ T 2 (1946), H. 2, S. 51.

³⁵ Beide 2 (1946), H. 2, S. 51.

³⁶ Seefehlner spricht vom „Programm, dieser Zeitschrift, die Parteidoktrinen ebenso ablehnt wie jede andere Art von Ideologie à tout prix“ T 2 (1946), H. 1, S. 1.

³⁷ Gespräch mit Egon Seefehlner von Felicitas Schreier. 8.8.1991. Im Besitz von Felicitas Schreier, Österreichische Kulturvereinigung.

dunklen Blätter noch dichter aneinanderliegen und nur schmale Schluchten sich aufflechten lassen. - Es gibt Dinge auf Erden, die uns völlig entrücken können.“³⁸ (Mell hatte wegen seiner bekannten Verstrickungen in das nationalsozialistische System nun auch allen Grund reichlich Eskapismus in seinen Dichtungen zu praktizieren.)

Schwieriger wird es, wenn das von einer ähnlich ästhetizistischen Haltung bestimmte Schreiben sich der unmittelbaren Zeitgeschichte zuwendet. Alma Holgersens Gedicht „Seine Toten“ illustriert in seiner ungelenten Verzahnung von Apokalypse, Eschatologie und den Toten des Weltkrieges das Versagen eines konventionellen Stils vor dem Grauen der Realgeschichte.

Die Schatten liegen auf den wilden Bergen.
Die Toten wehen silbern aus den Särgen.
Sie fluten auf aus Dunkel und aus Grauen –
Empor ins Licht, den Herrn der Herrn zu schauen.

Des Herren Herrlichkeit ist ohnegleichen.
Tyran aus schwarzem Blut, du mußt Ihm weichen!
Wenn deine Toten aus den Himmeln trinken –
Wirst du ins Nachtsein deiner Götter sinken.³⁹

Die Zeilen entsprechen aber auch deshalb der Sicht des „Turmes“, weil darin der Nationalsozialismus als Gegenreligion zum Christentum in Erscheinung tritt und schließlich besiegt wird. In seinen Leitartikeln vertrat Seefehlner die gleiche Sichtweise.⁴⁰ Auch Czedik-Eisenberg glorifiziert die Rolle der Kirchen im Widerstand, ohne dabei deren unrühmliche Kollaboration zu erwähnen.⁴¹ Dass der Nationalsozialismus nicht vom Christentum, sondern mit militärischen Mitteln (und noch dazu vor allem von der doch atheistischen Roten Armee) besiegt worden war - wollten sich das die Autoren nicht bewusst machen, oder entsprang diese Unterschlagung politischem Kalkül?

Die ‚Beruhigung‘, der das Bemühen des „Turm“ galt, war nicht nur auf die zeitgeschichtlichen Verwerfungen gerichtet, sondern wollte auch jene Tröstung und Besinnung bieten, die im noch jungen Frieden möglich und notwendig war. Besonders konzentriert treten diese Bestrebungen in der Weihnachtsnummer des Jahres 1947 auf.

³⁸ T 1 (1945), H. 4/5, S. 103.

³⁹ T 1 (1946), H. 6, S. 145.

⁴⁰ T 1 (1946), H. 7, S. 166, sowie T 1 (1945), H. 4/5, S.82. „Ein Staat, der das göttliche Wirken außer Kraft zu setzen versucht und an die Stelle von metaphysischen Hierarchien die Götzen seiner eigenen Anführer zu setzen versucht, kann lebendige Kunst nicht brauchen.“ Siehe dazu auch: Ingrid Pfeiffer: Scheideweg der Worte. Literatur in österreichischen Zeitschriften 1945-1948. Wien: Steinbauer 2006, S. 142.

⁴¹ „Die christlichen Bekenntnisse ihrerseits, allen voran der Katholizismus, haben aus ihrer Ablehnung der neuen Heilslehre nie ein Hehl gemacht und in dem Herren des Dritten Reiches immer nur den Antichristen gesehen.“ Hermann Czedik-Eisenberg: Das geistige Vermächtnis des Krieges. T 1 (1946), H. 6, S. 131.

(Bemerkenswerter fanden die Christfeste der beiden Vorjahre in den jeweiligen Heften kaum Beachtung.) Unter dem Titel „Brevier der Stille“ sind alte und neuere Beiträge zum Thema versammelt, die trotz aller Besinnlichkeit und Nachdenklichkeit nur selten in die Nähe des Kitsches geraten. Auszüge von Goethe, Meister Eckhart und Matthias Claudius stehen da neben Gedichten von Heinrich Suso Waldeck („Lobgebet vom Schnee“) und Alexander Lernet-Holenia („Der Erlöser“).⁴²

Auch die längste Erzählung, die im „Turm“ abgedruckt wurde, stammte von Lernet-Holenia: Von „Der Zwanzigste Juli“ meinte die Redaktion, sie „dürfte als eine der ersten dichterischen Unternehmungen von Rang, die das Schicksal der vergangenen Jahre gestalten, besonderes Interesse finden.“⁴³ Und zumindest die erste Hälfte der Erzählung, die in zwei Fortsetzungen abgedruckt war, rechtfertigte ein mögliches Interesse: Die Erfahrungen der Jüdin Suzette, die nach dem Tode ihres nichtjüdischen Mannes ebenfalls der Verfolgung ausgesetzt ist und von ihrer Freundin Elisabeth versteckt wird, sind mit ungewöhnlich unpathetischer Deutlichkeit geschildert. Einer der Helfer meint über die ständige Gefahr der Denunziation, „daß man jetzt vor einer Köchin mehr zu zittern habe als früher vor einem Minister.“⁴⁴ Als Suzette an den Folgen einer Abtreibung erkrankt, bekommt sie nur mit den Papieren ihrer Freundin ärztliche Versorgung. Jedoch zu spät, sie stirbt. Ab nun leiden Stimmigkeit und Gefüge der Erzählung enorm am zunehmend Hollywood-esken Plot. Elisabeth befindet sich aufgrund der hergeborgten Identität in Gefahr, ein lüsterner SD-Offizier will sich ihre Zwangslage zunutzen machen. Ihr Mann, ein deutscher Wehrmachtsoffizier, wird in die Putschvorbereitungen für den Zwanzigsten Juli eingeweiht und erfährt ein Bekehrungserlebnis: „Den Wahn zu zerstören, in welchem er Jahre gelebt, waren schließlich wenige Augenblicke imstande gewesen.“⁴⁵ So viel Selbsterkenntnisfähigkeit muss belohnt werden. Dem – sich wieder liebenden – Paar gelingt durch eine Reihe von verwickelten Zufällen die Flucht, nachdem sich die Gestapo- und SD-Bösewichte günstigerweise gegenseitig ums Leben bringen. Zurück bleibt der schale Geschmack einer Farce auf dafür viel zu dunklem Hintergrund. Lernet-Holenia selbst war mit der Erzählung nicht allzu zufrieden und meinte in einem Brief an Emil Lorenz: „Übrigens ist die Erzählung nicht so

⁴² T 2 (1947/48), Sonderheft „Zur Jahreswende 1947/48“, S. 431-444.

⁴³ T 1 (1946), H. 12, S. 400.

⁴⁴ Alexander Lernet-Holenia: Der Zwanzigste Juli. T 1 (1946), H. 12, S. 385.

⁴⁵ Ebd. S. 387.

ganz nach meinem Herzen geschrieben. Eigentlich ist's ein Filmentwurf,- und in der Tat wollen sie's mit der Wessely spielen.“⁴⁶

Wendelin Schmidt-Dengler deutete die Geschichte als Ausdruck des Geschichtspessimismus des Autors: „Planvolles Handeln ist nicht angezeigt. Die Dinge müssen sich von selbst entwickeln. Dem Rad der Fortuna kann man nicht in die Speichen fallen.“⁴⁷

Der „Turm“ lässt sich sicherlich nicht allein mit dem Begriff „Fatalismus“ fassen, zu viele Hoffnungen wurden gerade in das Wirken eines vom Christentum bestimmten Handelns gesetzt. Dass der „Zwanzigste Juli“ jedoch die bei weitem längste Erzählung war, die abgedruckt wurde, zeigt aber wie nahe der Gedanke einer nur sehr beschränkten menschlichen Freiheit lag.

„DIE TRÄUME EINES IRREN“ – IM SCHATTEN DES NATIONALSOZIALISMUS

Wieder ist es Lernet-Holenia, der mit seinem „Gruß des Dichters“ das Bild des „Turmes“, was seine Einstellung zum Nationalsozialismus betrifft, auch heute noch prägt. An keineswegs prominenter Stelle im Heft, mitten in einen anderen Artikel hinein gesetzt, stand zu lesen:

Ein Programm, eine große Tendenz, die jahrelang verschüttet gewesen sind, erheben sich nun, buchstäblich, wieder aus dem Schutt, und es ist, den grotesken äußeren Umständen zum Trotz, keine Spur des Zögerns, kein Zeichen der Unsicherheit zu merken. In der Tat brauchen wir nur dort fortzusetzen, wo uns die Träume eines Irren unterbrochen haben, in der Tat brauchen wir nicht voraus-, sondern nur zurückzublicken. Um es vollkommen klar zu sagen: wir haben es nicht nötig, mit der Zukunft zu kokettieren und nebulose Projekte zu machen, wir s i n d, im besten und wertvollsten Verstande, unsere Vergangenheit, wir haben uns nur zu besinnen, d a ß wir unsere Vergangenheit sind – und sie wird unsere Zukunft werden.⁴⁸

Hier liegt in gedrängter Form ein kulturpolitisches Programm vor, das gerade auch, aber nicht nur im „Turm“ tatsächlich seine konkrete Umsetzung gefunden hat. Nicht in allen Teilen, denn Lernet-Holenia forderte schließlich eine Hinwendung zur deutschen Nation, wenn auch die Österreicher dieser „Geistigkeit [...] wie im ganzen letzten Jahrhundert, auch in Zukunft mehr geben, als sie uns gegeben hat.“ Deutsche Schriftsteller fanden nur selten Einlass in den

⁴⁶ Brief von Alexander Lernet-Holenia an Emil Lorenz. 2. Oktober 1946. Nachlass Emil Lorenz. Österreichisches Literaturarchiv, Wien. - Unter dem Titel „Das andere Leben“ wurde die Erzählung 1948 tatsächlich verfilmt, die Hauptrolle übernahm statt Wessely Aglayja Schmid.

⁴⁷ Wendelin Schmidt-Dengler: Österreich als Wille, Unwille und Vorstellung. Lernet-Holenia und die österreichische Literatur. In: Alexaner Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters. Herausgegeben von Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer. Riverside: Ariadne Press 2005, S. 20.

⁴⁸ T 1 (1945), H. 4/5, S. 109. Sperrungen im Original.

„Turm“. Lernet-Holenia meinte weiter, gewiss leide man noch unter dem derzeitigen „materiellen Unheil“, aber: „Wir wollen’s hinnehmen als Folge des Unheils, das uns heimgesucht hatte, und nach dessen genauen Ursachen zu forschen kleinlich wäre. Ein Staat ist ein viel zu multiples Gebilde, als da man eindeutig sagen könnte, er, als Ganzes, habe ein Verderben mit heraufbeschworen oder es abwehren wollen.“⁴⁹

Nun stellen die eben zitierten Zeilen mit den Worten Manfred Müllers zweifellos eine „Verharmlosung der Geschehnisse im Dritten Reich und vor allem eine Vertuschung der Rolle Österreichs dar, die es Kritikern leicht machte, Lernet-Holenia in ein stumpf konservatives Eck zu stellen.“⁵⁰ Der Brief sei mehr eine „Anbiederung“ an das „spezielle Publikum“ der Zeitschrift, als dass er sich mit sonstigen privaten und öffentlichen Aussagen in Deckung bringen ließe.⁵¹ Nun ist dem „Turm“ zwar, gerade durch die Person Seefehlners, tatsächlich ein äußerstes Zögern vor jeglichem Urteil zueigen, von einer Verharmlosung des Nationalsozialismus kann aber ansonsten kaum gesprochen werden, eher von einer durchaus beabsichtigten Unterbelichtung mit einigen Ausnahmen.

An dieser Stelle ist ein etwas genauerer Blick in die Redaktion der Zeitschrift vonnöten. Seefehlner selbst berichtete später in seiner Autobiographie: „Maßgebend war, ohne daß er nach außen hin in dieser Funktion aufscheinen durfte, weil er „minderbelastet“ war, Siegfried Melchinger.“⁵² Der Theaterkritiker verbarg sich mit hoher Wahrscheinlichkeit hinter dem Kürzel „-r.“ und war während des Krieges für das „Wiener Tagblatt“ tätig. Seefehlner selbst war nach dem Krieg von Ernst Fischer, dem damaligen Staatssekretär für Unterricht, mit Entnazifizierungsakten betraut worden. Er schilderte seine Grundsätze bei dieser Tätigkeit:

Nie habe ich den Standpunkt eingenommen, man dürfe nicht verzeihen, denn ich hatte gesehen, wie verlockend die Vorteile einer Zugehörigkeit zur NSDAP waren und wie viele Menschen eine angestrebte Position nicht erreichten, einzig deshalb, weil sie nicht Parteimitglied waren. So bemühte ich mich, mit größtem Verständnis zu handeln, das aber dort seine Grenzen hatte, wo ich mit Verstößen gegen die primitivsten Regeln des Anstandes konfrontiert war. Schriftsteller wie etwa Hans Heinz Stuckenschmidt oder Siegfried Melchinger waren für mich nämlich der Beweis, daß man auch im Dritten Reich sehr wohl seinem Beruf ohne derartige Verstöße nachgehen kann.⁵³

Seefehlner neigte ganz offensichtlich zur Milde, auch gegenüber seiner eigenen Biographie. Während des Krieges arbeitete er, abgesehen von seiner eher kurzen Zeit als Soldat, angeblich

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Manfred Müller: Ein Versuch, Staatsdichter zu sein. Alexander Lernet-Holenia 1945-1955. In: Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters. Herausgegeben von Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer. Riverside: Ariadne Press 2005, S.223.

⁵¹ Ebd. S. 224.

⁵² Egon Seefehlner: Die Musik meines Lebens. Vom Rechtspraktikanten zum Opernchef in Berlin und Wien. Wien: Paul Neff 1983, S. 85

⁵³ Ebd. S. 88f.

„in der wirtschaftspolitischen Abteilung“ der AEG in Berlin.⁵⁴ Seefehlner ist voll des Lobes für seine Firma: „Die antinazistische Grundhaltung war bei der AEG gleichsam traditionsbedingt. Die Firma war ursprünglich ein Unternehmen der jüdischen Familie Rathenau gewesen; auch nach deren Ausscheiden blieb der alte Stab in Amt und Würden. So stellte die AEG eine Insel dar [...]“.⁵⁵ Sie sei „eine Art Geheimklub aller Regimegegner“ gewesen.

Nun war allerdings auch die AEG Nutznießerin von Zwangsarbeit und ließ in KZ-Lagern wie Auschwitz, Sachsenhause und Riga-Kaiserswald produzieren. Auch die Leitung der Firma war mehr von Anpassung als Widerstand gekennzeichnet.⁵⁶ Seefehlners Darstellung seiner Firma ist also zumindest beschönigend. Möglicherweise kommt auch daher der Unwillen des „Turm“, sich mit klaren Urteilen unmissverständlich zu positionieren. Im Geleitwort zum einjährigen Bestehen der Zeitschrift stand zu lesen:

Es ist sehr viel leichter, zu polemisieren und sich zum Richter über die anderen aufzuwerfen. Es ist schwerer und zugleich unerlässlich für die *praktische* Arbeit im Geist, der anderen Ansicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und das Gute in der Freiheit nebeneinanderzustellen, es zu sammeln und so, gewissermaßen in freier Konkurrenz, dem Menschen zugänglich zu machen.⁵⁷

Im Gegensatz zum „Plan“ suchte dementsprechend der „Turm“ nie die an Einzelpersonen ausgerichtete Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Die große Ausnahme war Josef Weinheber. Anlässlich des Erscheinens des Nachlassbandes „Hier ist das Wort“ wurde im Februar 1947 unter dem Titel „Josef Weinheber und sein Testament“ vom „Turm“ der

⁵⁴ Laut Auskunft von Thomas Irmer gab es in der AEG keine „wirtschaftspolitische Abteilung“, nur eine volkswirtschaftliche. Siehe auch Fußnote 56.

⁵⁵ Egon Seefehlner: Die Musik meines Lebens. Vom Rechtspraktikanten zum Opernchef in Berlin und Wien. Wien: Paul Neff 1983, S. 77.

⁵⁶ Dazu Thomas Irmer auf eine Anfrage des Verfassers: „Die AEG war leider keine Insel. Nach der Machtergreifung der Nazis wurde sie zwar als „jüdisches Unternehmen“ angegriffen, hat sich aber schnell angepaßt, um bspw. nicht bei der Vergabe öffentlicher Aufträge benachteiligt zu werden.

Bereits vor der Machtübernahme der Nazis war die AEG kein Unternehmen mehr, das von einem deutschen Juden geleitet wurde. Mit Hermann Bücher, der 1928 in den Vorstand eintrat und 1931 dessen Vorsitzender wurde, stand der erste Nicht-Jude an der Spitze des Unternehmens, das sich Anfang der 1930er Jahre in einer großen wirtschaftlichen Krise befand. Später profitierte die AEG von der „Arisierung“spolitik der Nazis.

Bereits 1933 begann die Herausdrängung jüdischer Mitarbeiter, als die Nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation (NSBO) im Rahmen des „April-Boykotts“ in verschiedenen AEG-Betrieben die Entlassung aller jüdischen Mitarbeiter forderte. In einzelnen Abteilungen wurden jüdische Mitarbeiter bis 1938, hauptsächlich wohl aber aus Nützlichkeitsr erwägungen, d.h. weil sie schwer zu ersetzen waren.

Bis 1943 setzte auch die AEG Berliner Jüdinnen und Juden im Rahmen des „Geschlossenen Arbeitseinsatzes“ zur Zwangsarbeit ein.

Das schließt eine anti-nazistische Einstellung von einzelnen nicht-jüdischen Mitarbeitern nicht aus. In einzelnen Fällen versuchten Abteilungen, z.B. den Einfluß von NSDAP-Mitgliedern zu begrenzen. Aber im großen und ganzen war die Entwicklung eben von Anpassung geprägt.“ Siehe dazu auch: Thomas Irmer: „... eine Art Sklavenhandel...“ Konturen der Zwangsarbeit beim Elektrokonzern AEG/Telefunken in Berlin-Wedding. In: Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945. Herausgegeben vom Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen. Redaktion: Helmut Bräutigam, Doris Fürstenberg, Bernt Roder. Berlin: Metropol 2003, S. 154-166.

⁵⁷ Nach einem Jahr. T 1 (1946), H. 9, S. 239.

Auftakt zu einer sich über mehrere Hefte hinziehenden Diskussion über das Verhältnis von dichterischem Werk und persönlicher Schuld gegeben. Ingrid Pfeiffer sieht diese Auseinandersetzung als ein „Bild davon, wie die Aufarbeitung der unmittelbaren Vergangenheit wortreich zu umgehen war, denn Weinheber bot die Möglichkeit, Stimmen gegeneinander zu setzen, damit Aufgeschlossenheit zu signalisieren und sich auf eine Debatte abseits der Person doch nicht einzulassen. Das Schicksal Weinhebers ermöglichte eine Ersatzhandlung.“⁵⁸

Die Idee zur Aufnahme des „Fall Weinheber“ schien gar nicht aus der Redaktion selbst gekommen zu sein, sondern war eine Folge der Englandreise Seefehlners und seiner Begegnung mit den dort im Exil lebenden österreichischen Schriftstellern.⁵⁹

Offenbar entgegen der Erwartung des „Turm“ fand die eigene Position keineswegs ungeteilte Unterstützung: Edwin Rollet, Heinz Politzer und Lernet-Holenia wollten der hohen Einschätzung des Werkes von Weinheber durch die Zeitschrift nicht zustimmen, die beiden letzten sahen in Weinhebers Selbstmord auch nicht den behaupteten Sühneakt, während Michael Pfliegler den Suizid überhaupt in Abrede stellte. Die Bekenntnisse zu Weinheber kamen erstaunlicherweise von emigrierten Autoren, von Felix Braun und Franz Theodor Csokor, dem vom „Turm“ das Schlusswort zum „Fall Weinheber“ eingeräumt wurde: „Vor seinem Grabe darf man nur sagen, daß darin ein Dichter ruht, der die Probe auf den Menschen in sich nicht bestand, der männlich seine Schuld gesühnt hat, als er sie erkannte.“⁶⁰

Dass die abgedruckten Gedichte „Mit fünfzig Jahren“ und „Als ich noch lebte...“ Schuldgeständnisse sein sollten, vermochte nur Csokor und Edwin Rollett zu überzeugen, Rollett hätte die ganze Sache aber lieber überhaupt noch dem Schweigen überlassen, dem beliebten Bild von der Wunde, die Zeit zum Heilen braucht, entsprechend.

Der einzige Beitrag, der über die Person Weinhebers hinausging, stammte von Oskar Jan Tauschinski, der darauf hinwies, dass das noch viel größere Schweigen jene umgab, die davon bereits 1938 getroffen wurden. Er nannte die Namen von Ernst Lissauer, Emil Lucka, Erwin Rieger, Alma Johanna König, Alfred Grünwald und Max Fleischer.⁶¹

⁵⁸ Ingrid Pfeiffer: *Scheideweg der Worte. Literatur in österreichischen Zeitschriften 1945-1948*. Wien: Steinbauer 2006, S. 144f. Der „Fall Weinheber“ wird von Pfeiffer auf den S. 144-146 umfassender als es mir hier möglich ist behandelt.

⁵⁹ „Aus England erreichte uns die Stimme, die ein Vorwurf war: weshalb schweigt ihr über Weinheber?“ T 2 (1947), H. 5/6, S. 169.

⁶⁰ T 2 (1947), H. 8, S. 267.

⁶¹ T 2 (1947), H. 7, S. 235. Der „Turm“ reagierte übrigens nicht auf diese Erinnerung, keiner dieser Autoren wurde in den noch folgenden Heften aufgenommen.

Die Verbrechen des Dritten Reiches wurden im „Turm“ nur eher selten direkt thematisiert. In Raimund Poukars Beitrag „Der Mensch unterm Kreuz“ findet die Erfahrung des Konzentrationslagers zwar ihren Niederschlag, gleichzeitig ist darin der Mythos vom ‚Geist der Lagerstraße‘ bereits in grober Form angelegt, der eine wichtige Funktion in der Überwindung der Gegensätze der Ersten Republik zwischen den beiden Parteien spielen sollte. Zum Kommunismus sagte Poukar, „um der höheren Wahrheit willen muß erkannt und gesagt werden, daß unter seinen roten Fahnen Legionen von Opferwilligen starben wie auch unter den weißen Fahnen des Glaubens. Und so sehen wir – die Glaubenden – in der roten Fahne unserer Brüder die Fahne in der Farbe der Liebe und, wenn man will, der Empörung gegen das doch offenkundig Unwürdige in unserem Sein.“⁶² Diese Würdigung des kommunistischen Widerstandes durch den katholisch geprägten „Turm“ kann hohen Seltenheitswert in der sich sonst in ihren Oppositionen zunehmend verhärtenden Nachkriegsgesellschaft für sich beanspruchen.

Nur zwei Texte setzen sich unmittelbar mit dem Thema der Verfolgung auseinander. Beide stammen von Frauen. Lilly von Sauter gibt aus der Sicht einer Schwangeren die Situation einer von Verfolgung bedrohten Schwangeren wieder, die in ihrem Haus alleingelassen einen Dialog mit ihrem ungeborenen Kind führt. Jedes Türklingeln, jedes Telefonläuten löst dabei neue Ängste, aber auch Schuldgefühle aus, da sie selbst Hilfesuchenden die Türe nicht öffnet, worauf das Kind fragt: „Und daß du dich stillhältst alle die Stunden und dich in Ungewißheit quälst und jetzt an einem Menschen schuldig wirst, das tust du alles um meines Lebens willen?“⁶³ Wie hier Panik und Bedrängtheit vermittelt werden, wie erst langsam klar wird, dass die Angstvorstellungen der Frau auf historischer Realität fußen, macht die überzeugende Wirkung der Erzählung aus, die auch durch die abschließende, etwas sentimentale Figur des Kindes als Hoffnungsträger nur wenig herabgesetzt wird.

Der zweite Text ist ein Gedicht von Alma Holgersen. Der Titel „Reise in den Tod“ gibt das Ende für die offenbar katholische Familie vor, die den Rassegesetzen entsprechend vor ihrer Deportation steht. Das Gedicht selbst lässt es aber offen. Es ist weniger die konventionelle Sprache sondern der wie gefrorene Blick auf die Situation, durch den der Text heraussticht.⁶⁴

⁶² T 1 (1945), H. 4/5, S. 91.

⁶³ T 2 (1947), H. 12, S. 392.

⁶⁴ In „Der Flüchtling“ von Holgersen, einem Auszug in zwei Teilen aus dem Roman „Pax hominibus“, muss ein Lehrer 1944 wegen seiner politischen Äußerungen in die Berge fliehen. Zu sehr allerdings nähert sich der Text dem Kolportageroman, als dass er als gelungen bezeichnet werden könnte. T 1 (1946), H. 8, S. 244-249 u. T 1 (1946), H. 10, S. 285-294. Das Thema der Verfolgung griff Holgersen auch im zur selben Zeit erscheinenden Roman „Die Großstadtlegende“ auf. Gerade die vorübergehende Rettung eines jüdischen Paares vor der Deportation gehört zu den stimmigeren Passagen des Werkes. Alma Holgersen: Die Großstadtlegende. Wien: Amandus-Edition 1946, S. 180-194

ÖFFNUNGEN

Hans Pernter gelang es in seinem Geleitwort zum ersten Heft der Zeitschrift dem eigentlich starren, abwehrenden Bild des „Turms“ etwas Dialogisches und nach außen Wirkendes hinzuzufügen.

Er wird seine Strahlen aber nicht nur hinaussenden, sondern auch die Geistesstrahlen anderer Völker auffangen und so der Kulturvereinigung Stütze sein in der Pflege des Kulturaustausches mit West und Ost, mit Süd und Nord. So wird der „Turm“ auch ein tragender Pfeiler sein in der Brücke des Geistes, die Österreich gemäß seiner schicksalhaften Lage im Herzen Europas nach allen Seiten schlagen will.⁶⁵

Es wird wenig überraschen, dass die neuen Brücken durchaus unterschiedlich intensiv begangen wurden. Dennoch ist das Bemühen tatsächlich ALLE Seiten zu berücksichtigen, den Heften anzumerken, denn trotz deutlicher Vorbehalte gegen den Kommunismus fällt auf russische Literatur kein allgemeiner Bann.⁶⁶ Da wurde allerdings auch manchmal nachgeholfen. In Heft 4/5 des ersten Jahrgangs ist die Intervention der sowjetischen Besatzer deutlich auszumachen. Auf etwas mehr als zwei Seiten wurde über Maler der Gegenwart aus der Sowjetunion sowie Sowjetrussisches Theater berichtet, ausschließlich von russischen Autoren, die hier einen einmaligen Auftritt hatten.⁶⁷ Derart auffällige Einmischungen in die Blattgestaltung sind allerdings selten, möglicherweise hatte der „Turm“ bis dahin in den Augen der sowjetischen Beobachter zuwenig ‚Eigeninitiative‘ gezeigt. Gleich im nächsten Heft werden Kürzesterzählungen von Tolstoi und Gorki gebracht, „Der Heiland von Dachau“ des kommunistischen Schriftstellers Hugo Hupperts wird ausdrücklich lobend rezensiert. Der Vermerk, die Dichtung sei nicht „vom Standpunkt des Christentums“ aus geschrieben, unterbleibt allerdings nicht.⁶⁸

Bei weitem mehr Aufmerksamkeit wurde aber Frankreich und England entgegengebracht. Beiden waren Schwerpunktheft gewidmet, in denen Stimmen aus den jeweiligen Ländern zu Wort kamen. (Im später erscheinenden Amerikaheft steht dann der österreichische Blick auf das Land viel mehr im Vordergrund.)

⁶⁵ Hans Pernter: Der Turm hißt seine Fahne. T 1 (1945), H. 1, S.2.

⁶⁶ Leo Tolstoj: Das kleine Vögelchen. T 1 (1946), H. 6, S. 142, Maxim Gorki: In der Schüssel schwimmen Rosenblätter. T I.6 (1946) S. 142-143., Anton Tschechow: Iwan und seine Hütte. 1 (1946), H. 8, S. 215. Alle übersetzt von Maurice Hirschmann. Alexander Puschkin: Der Feind in Moskau. 2 (1947), H. 11/12, S. 395-398.

⁶⁷ T 1 (1945), H. 4/5, S. 112-114. Die sowjetischen Maler wurden allerdings ohne Bilder vorgestellt, die Abbildungen im Mittelteil des Heftes sind Anton Romako gewidmet.

⁶⁸ T 1 (1946), H. 6, S. 162.

Französische Schriftsteller und Philosophen wurden vorgestellt, der Vorzug lag eindeutig bei Autoren des *Renouveau catholique*, die auch in anderen Heften vereinzelt abgedruckt waren. Der beliebteste Schriftsteller war dabei Paul Claudel, auch Georges Bernanos und Charles Péguy seien hier genannt.⁶⁹ Pfeiffer spricht von einer „Aufforderung an die österreichische Literatur [...], sich daran zu orientieren.“⁷⁰

Die Vorstellung Vercors verdankte sich nicht der Eigeninitiative des „Turm“, sondern wurde von Hermann Schreiber an ihn herangetragen.⁷¹

Im Falle Englands kann von einer wahren „Anglophilie“ der Redaktion gesprochen werden: Einer Vorstellung von „Dichtern des heutigen England“ (William Butler Yeats, Herbert Read, Alun Lewis, Dylan Thomas), folgt einige Nummern später das große England-Heft, in dessen „Literatur-ABC“ auf immerhin 37 Schriftsteller hingewiesen wird.⁷² Auch hier sind es Autoren wie T.S. Eliot, Stephen Spender und Dylan Thomas, die bevorzugt werden, weil sie sich am ehesten dem Grundprogramm einer „christlichen Kultur des Abendlandes“ einpassen ließen.

Neben den englischen Beiträgern sind es aber vor allem die Exilanten, die diese „Turm“-Ausgabe prägten, explizit im Falle von Felix Brauns „Dank an England“, unausgesprochen bei den Beiträgen von Heinz Politzer und Hilde Spiel.⁷³ Gerade von Spiel wird England noch Frankreich vorgezogen, denn der „häufig verheerende Einfluß, den die Philosophie fast allerorten auf das Schrifttum ausübt, ist in England kaum zu spüren.“⁷⁴

Auch im „Amerika“-Heft stammt ein großer Teil der Beiträge von Emigranten, hinter deren Namen in Klammer meist deren derzeitiger Aufenthaltsort angegeben wird.⁷⁵ Die Beziehungen zwischen den Ländern treten hier am stärksten in den Vordergrund, nicht nur im

⁶⁹ Paul Claudel: Das Kreuz von Lorraine. T 1 (1946), H. 6, S. 152. Ders.: Die nächtliche Reise. 1 (1946), H. 10, S. 294f. Ders.: Meine Bekehrung. T II.Sonderheft „Zur Jahreswende 1947/48“, S. 432f. Georges Bernanos: Das große Unglück dieser Welt. T 2 (1946), H. 1, S. 7. Charles Péguy: L’Aveugle / Homer. T 2 (1946), H. 3/4, S. 144.

⁷⁰ Ingrid Pfeiffer: Scheideweg der Worte. Literatur in österreichischen Zeitschriften 1945-1948. Wien: Steinbauer 2006, S. 151.

⁷¹ Brief von Egon Seefehlner an Hermann Schreiber. 1. Februar 1946: „Wir haben in den letzten Heften des „Turm“ einige Male die französische Literatur der letzten Jahre behandelt, sind aber für jeden Beitrag, der Neues und Bezeichnendes über die Zeit bringt, sehr dankbar“ (Vorlass Hermann Schreiber. Deutsches Literaturarchiv, Marbach.) Obwohl Seefehlner im selben Brief bedauert, den Beitrag über Vercors von Schreiber nicht veröffentlichen zu können, erscheint er dann doch in T 1 (1946), H. 8, S. 222f.

⁷² B.J. Morse: Dichter im heutigen England. T 1 (1946), H. 11, S. 336-339. Ohne Verfasserangabe: Modernes Literatur-ABC aus England. T 2 (1947), H. 5/6, S. 204-206.

⁷³ Felix Braun: Dank an England T 2 (1947), H. 5/6, S. 173-177, Heinz Politzer: Das englische Gedicht. T 2 (1947), H. 5/6, S. 186-191, Hilde Spiel: Englisch-Gedichtesleben 1947. T 2 (1947), H. 5/6, S. 197-199.

⁷⁴ Ebd. S. 197.

⁷⁵ Ludwig Ullmann: Amerikas „junge“ Erzähler. T 2 (1947), H. 9/10, S. 313-319. Raoul Auernheimer: Das Landschaftsbild der USA. T 2 (1947), H. 9/10, S. 321-324. Franz Werfel: Zwischen oben und unten. T 2 (1947), H. 9/10, S. 330f.

Eröffnungsgedicht „Der Abend über Wien“ von „Ernst Waldinger (New York)“,⁷⁶ sondern vor allem im Beitrag Lernet-Holenias über „Amerika und die Europäer“: Hier manifestiert sich ein zweifelhaftes Überlegenheitsgefühl, das der materiellen Übermacht Amerikas gegenübergestellt wird: „Noch führen wir die geistige Firma. Wir sollten sie ordnungsgemäß übergeben, nicht den Bankrott ansagen, um sie jenem zu überlassen, der sie, als erster, nehmen will.“⁷⁷ Er meint weiter: „[...] dennoch wird niemand einen amerikanischen Paß gegen einen europäischen eintauschen wollen“ – ein Satz, der jenen Emigranten, die sich mangels Perspektive und Rückholwillens in ihrem Heimatland gegen eine Rückkehr entschieden, reichlich schal geklungen haben mochte.

Möglicherweise lag es auch an diesem Überlegenheitsgefühl, dass die autochthonen Beiträge von relativ geringer Anzahl sind. An literarischen Beiträgern sind nur William Saroyan mit seiner einflußreichen Erzählung „Der kühne junge Mann auf fliegendem Trapez“,⁷⁸ sowie Carl Sandburg und Ezra Pound mit einzelnen Gedichten zu nennen.⁷⁹ Der Beitrag von Thornton Wilder widmet sich Richard Beer-Hofmann.⁸⁰

So ist die Öffnung des „Turm“ vor allem auf die vier Alliierten ausgerichtet, darüber hinaus gibt es eigentlich nur noch einen „Blick auf die heutige Literatur in Polen“, sowie vereinzelte Beiträge, wie ein kurzes Gedicht von James Joyce oder eine kleinere Notiz von Ignazio Silone.⁸¹

DER „TURM“ UND DIE AUTOREN DES EXILS – KEIN THEMA?

„Emigration war kein Thema der Diskussion“, stellt Ingrid Pfeiffer über den „Turm“ fest.⁸² Doch schon im vorherigen Kapitel wurden Beiträge einer Reihe von Autoren des Exils genannt. Wenn immer wieder und durchaus berechtigt darauf hingewiesen wurde, dass sich in Österreich fast niemand um die Emigranten gekümmert habe, so ist gerade der „Turm“ als eine der – leider zu seltenen – Ausnahmen anzusprechen. Gerade an ihm aber lässt sich auch

⁷⁶ T 2 (1947), H. 9/10, S.297.

⁷⁷ T 2 (1947), H. 9/10, S. 302.

⁷⁸ T 2 (1947), H. 9/10, S. 325-327.

⁷⁹ Carl Sandburg: „Chicago“ u. „Gras“. T 2 (1947), H. 9/10, S. 329. Ezra Pound: Nacht-Litanei. T 2 (1947), H. 9/10, S. 332.

⁸⁰ Thornton Wilder: Die Dichter und die Mythen. T 2 (1947), H. 9/10, S. 304-307.

⁸¹ Alexander Jackiewicz: Blick auf die heutige Literatur in Polen. T 2 (1946), H. 3/4, S. 151f., James Joyce: Alone. T 1 (1946), H. 10, S. 295, Ignazio Silone: Die christliche Religion. T 1 (1946), H. 6, S. 152.

⁸² Ingrid Pfeiffer: Scheideweg der Worte. Literatur in österreichischen Zeitschriften 1945-1948. Wien: Steinbauer 2006, S. 151.

ablesen, wie verschoben das Bild der Emigration und wie belastet und schwierig die Beziehung waren.

Im Falle von Willy Haas, der über Prag und Frankreich auf Einladung Walter Kaufmann nach Indien ins Exil ging, lässt sich die Kontaktaufnahme nachverfolgen. Seefehlner schrieb nach Indien (!) als Antwort auf ein Angebot von Haas:

Für Anekdoten, die Sie mir schreiben wollen, wäre ich Ihnen ebenfalls ganz besonders verbunden, ebenso wie für einen Aufsatz über Indien, der gar nicht politisch sein dürfte, da unser „Turm“ mit Politik nichts zu tun haben will.

Ich freue mich immer wieder wenn es uns gelingt – meistens auf Umwegen – mit Menschen aus der Heimat, die durch die unglücklichen Ereignisse hinausgetrieben worden sind, wieder in Kontakt zu kommen. Sie können mir glauben, daß es mir eine ungeheure Befriedigung bedeutet, auf diesem Wege den Wiederaufbau unseres armen Landes doch nach Möglichkeit zu beschleunigen. Jede Hilfe, die durch Beiträge, wie Sie sie uns zur Verfügung stellen wollen, geleistet wird, ist von viel größerem Werte, als Sie dies vielleicht in Abwesenheit von Österreich ermessen können.

Wenn Sie unter Ihren Freunden Persönlichkeiten des geistigen Lebens haben, dann bitte, fordern Sie sie auf, hier in unserem Rahmen mitzuwirken und uns zu helfen, aus Österreich wieder das zu machen, was es einmal gewesen ist⁸³

Das Bemühen sich selbst ins beste Licht zu stellen ist kaum zu übersehen, wobei die Bezeichnung „unglückliche Ereignisse“ für die Jahre der Vertreibung und des Massenmordens etwas sehr euphemistisch geraten ist. Dennoch dokumentiert sich hier ein Grundverständnis von Zusammengehörigkeit und eindeutig auch die Meinung, dass der Emigrierte in seiner Heimat gebraucht wird. Der Brief blieb anscheinend unbeantwortet, ein geplanter Beitrag von Haas über Kafka fehlte dann im Turm, auch weil mittlerweile schon ein anderer Emigrant, Heinz Politzer, einen Aufsatz über den Schriftsteller in der Zeitschrift veröffentlicht hatte.⁸⁴

Gerade an der Kontroverse um Thomas Manns lassen sich die durchaus nicht einhelligen Positionen des „Turm“ aufzeigen. Während Seefehlner es sich in seiner Autobiographie als Verdienst anrechnet, bereits im ersten Heft einen Abschnitt aus den Joseph-Romanen abgedruckt zu haben,⁸⁵ ist die Haltung Lernet-Holenias von Schmidt-Dengler zurecht als „seltsam sphingisch“ bezeichnet worden.⁸⁶ Lernet-Holenia konstatiert ein „Nachlassen der schöpferischen Kraft des Dichters“ während des Krieges, und meint dann:

⁸³ Brief von Egon Seefehlner an Willy Haas. 22. August 1946. Nachlass Willy Haas. Deutsches Literaturarchiv, Marbach.

⁸⁴ Brief von Egon Seefehlner an Willy Haas. 11. Januar 1947. Nachlass Willy Haas. Deutsches Literaturarchiv, Marbach.

⁸⁵ Thomas Mann: Jakobs Abschied von Joseph. T 1 (1945), H. 1, S. 13. - Egon Seefehlner: Die Musik meines Lebens. Vom Rechtspraktikanten zum Opernchef in Berlin und Wien. Wien: Paul Neff 1983, S. 85.

⁸⁶ Wendelin Schmidt-Dengler: Österreich als Wille, Unwille und Vorstellung. Lernet-Holenia und die österreichische Literatur. In: Alexaner Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters. Herausgegeben von Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer. Riverside: Ariadne Press 2005, S. 13.

Wahrscheinlich wären die Vorteile für die Deutschen unbedeutend, die Nachteile für Thomas Mann groß. Er bedarf der verhältnismäßigen Ruhe von Santa Monica, und er hat sie sich verdient, selbst im Falle seine Produktion dortselbst gering sein sollte. [...] Schon ein Mensch, der freiwillig fortgegangen ist, hat es mit dem Problem zu tun, daß er – er sei denn recht oberflächlich – im Grunde nicht mehr *wirklich* zurückkehren kann. Um wieviel größer wird diese Tragik bei einem Dichter, der gar nicht gehen *wollte*. [...] Wir sind vielmehr glücklich, ihn in einem Zustande zu wissen, den er sich zuletzt selber hat schaffen können, und der ihn, vielleicht mit Einschränkungen, zu befriedigen scheint. Was uns anlangt, die wir diesseits des Weltmeeres geblieben sind, wollen wir bemüht sein, die Last, die uns auferlegt ist, auf unsere Art weiterzutragen, wengleich sie ins Enorme gewachsen ist.⁸⁷

Hier ist explizit ausgesprochen, was auch bei Seefehlner im Hintergrund mitschwingt: Die Emigranten hätten das bessere Los gezogen und befänden sich in materieller Sicherheit, während den Zurückgebliebenen nur Leid und Arbeitsmühen geblieben wären. Lernet-Holenias Besorgtheit um das Wohl des Schriftstellers erinnert dabei an die hohlen Worte bei der Abschiebung eines lästigen alten Verwandten ins Altersheim. Von einem gewissen Konkurrenzgefühl kann ausgegangen werden, waren doch gerade Lernet-Holenias Beiträge für den „Turm“ von seinem Bemühen gekennzeichnet, sich selbst als repräsentativen Schriftsteller Österreichs zu installieren. (Von Thomas Mann selbst erschien nur noch eine kurze Notiz in der letzten Nummer der Zeitschrift.⁸⁸)

Trotzdem war die Anzahl von Emigranten unter den Beiträgern des „Turm“ ungewöhnlich hoch. Ernst Waldinger, Hans Weigel und Hilde Spiel wurden bereits genannt. Von Theodor Kramer erschienen zweimal Gedichte.⁸⁹ In den kurzen Notizen dazu lässt sich allerdings eine eigenartige Verschiebung in der Wahrnehmung Kramers durch den „Turm“ beobachten. Ist er im ersten Heft noch ein „Unvergessener“, wandelt er sich nur zwei Nummer später zu einem Dichter, „der (trotz seiner vollen Anerkennung in England) noch immer zu den Verkannten zählt“ und „in Österreich noch zu „entdecken“ ist.“⁹⁰

Franz Theodor Csokor machte das Exil mehrmals zum Thema, im Falle von „Der Prozeß Brentano“ in für den „Turm“ ungewöhnlich kämpferischem Ton. Bernhard von Brentano hatte sich während des Krieges trotz seiner frühen Kritik an den Nationalsozialisten und seines Exils in der Schweiz positiv über Göring und Hitler geäußert. Gegen eine daran geübte Kritik in einer Zeitschrift klagte er. Für Csokor war dieser Prozess aber vor allem Anlass, sich der Richtigkeit der eigenen Emigration zu vergewissern und sich selbst Rechenschaft über die

⁸⁷ Alexander Lernet-Holenia: Der Fall Thomas Mann. T 1 (1946), H. 7, S. 172.

⁸⁸ Thomas Mann: Über den „Faustus“. T III.1 (1948), S. 41.

⁸⁹ Theodor Kramer: Verbannt aus Österreich. T 1 (1946), H. 10, S. 276. Ders.: Mutter und Sohn. 1 (1946), H. 12, S. 388.

⁹⁰ W.S.: Der Österreicher Theodor Kramer. T 1 (1946), H. 12, S. 395.

dafür notwendigen Opfer zu legen.⁹¹ Die im Lande geblieben waren werden dabei von ihm als „zu schwach“ bezeichnet.

Die Forderung nach Härte gegen sich selbst findet sich auch in seinem Gedicht „Wisse, Mann!“, das mit seinem beinah existentialistischen Einschlag ebenfalls kaum zur Grundhaltung des „Turm“ passte.

Man wird dich nicht begleiten;
wenn du dich von hinnen hebst.
Noch weniger wird deiner Heimkunft beachtet.
Niemand winkt dir Abschied.
Niemand erwartet dich.
[...]
Denn du hast auch dir nicht gehalten,
was du dir versprachst.
Nie warst du der, der du wähtest zu sein,
und der du sein möchtest, wirst du nie werden.
[...]
Dein Name verweht wie dein Wort.
Du reichst nicht hinaus über dich.
Ob du vorhanden warst oder nicht,
wird bald dasselbe bedeuten.

Das wisse!
Und nun mach dein Werk weiter
trotzdem!⁹²

Dass sich hier Erfahrungen des Exils niederschlagen, ist nicht zu übersehen, obwohl versucht wird, sie ins Allgemeine zu steigern.

Ein besonders aussagekräftiges Beispiel für die Beziehung zwischen Zeitschrift und Exil bietet der Abdruck des Gedichtes „Klage um Österreich“ von Felix Braun im „Turm“. Am Tage seines 61. Geburtstages erhielt der Dichter das entsprechende Belegexemplar:

Rasch aber verwandelte sich diese Freude in ihr Gegenteil, denn die Redaktion hatte an den Rand Anmerkungen gemacht, um die Namen der von mir verschwiegenen Dichter zu nennen, auch den Max Mells, dem dadurch ein arger Schaden bereitet wurde. Nicht nur ihm jedoch, auch mir: weil jeder annehmen muß, daß ich diese Randnotizen hingesetzt habe, und so ist mir dieser Geburtstag wie kaum ein anderer getrübt worden. Sofort schrieb ich an den „Turm“ und auch an Mell, der mir gewiß nicht antworten wird. Denn was konnte ihn unvermuteter kränken, als mein von mir selbst gar nicht beabsichtigter Hinweis auf seine Gesinnung, die freilich nicht abzuleugnen bleibt?⁹³

⁹¹ „In der Fremde als freiwilliger Flüchtling erfuhr ich im Winter 1939 von dem hoffnungslosen Siechtum meiner Mutter. Mir, als Arier, wäre die Heimreise aus dem damals noch neutralen Rumänien und vielleicht selbst die Rückkehr dorthin kaum verweigert worden, denn es fehlte nicht an Bemühungen, mich zu „bekehren“. Aber auf der anderen Seite sah ich die vielen in der verlorenen Heimat, die selbst zu schwach gewesen waren, sich zu entscheiden wie ich, und die nun auf mich in der Ferne ihren Glauben und ihre Hoffnung setzten. Sie drängten sich vor das Bild der Kranken. Meine Mutter, die sich nach mir sehnte wie ich mich nach ihr, starb, ohne daß ich sie wiedersah.“ T 2 (1947), H. 9/10, S. 335.

⁹² Franz Theodor Csokor: Wisse, Mann! T 1 (1946), H. 8, S. 215.

⁹³ Brief von Felix Braun an Robert Braun. 4. November 1946. Nachlass Robert Braun. Österreichische Nationalbibliothek, Handschriftensammlung, Wien.

Die enthüllenden Randbemerkungen waren nicht von der Redaktion, sondern von B.J. Morse hinzugefügt worden, der das Manuskript auch an den Turm geschickt hatte. Tatsächlich hätte die Entschlüsselung den Leser wohl einiges an Aufmerksamkeit abverlangt. Die Mell betreffenden Zeilen lauten: „Denn der Einzige, / Den du [d.i. Hugo von Hofmannsthal, Anm. d. Verf.] geliebt, wie ich, dem du allein / Die Fackel anvertrautest unter allen - / So sehr liebt er [d.i. Max Mell, Anm. d. Verf.] sein Volk, daß er von uns / Wegtrat zur ungestalten Schar, die nicht / Volk ist noch Reich. Sein Recht bleibt's, weil er liebt. / Doch du und ich – wir trauern.“⁹⁴

Felix Braun war wegen des Versehens noch längere Zeit tief beunruhigt, obwohl doch nur unfreiwillig eine bittere Wahrheit deutlicher als beabsichtigt ausgesprochen worden war. Es berührt nahezu peinlich sich das entschuldigende Schreiben des Emigranten an den ehemals nationalsozialistischen Autor vorzustellen.

SCHLUSS

Im Abstand von mehr als 50 Jahren meinte Ilse Aichinger: „Wenn ich mich an den Turm erinnere, es war schon erlösend, dass es den gegeben hat.“⁹⁵ Bezeichnete sie die Zeitschrift im Folgenden dann auch als „kompliziert“ oder „hochgestochen“, so nimmt das wenig von der ungeheuren Erleichterung, die offensichtlich die reine Existenz einer Zeitschrift bewirkte, der das Bemühen um einen positiven Beitrag inmitten der Folgen zerstörerischer Jahre nicht abzusprechen ist.

Es ging um Rettung aus dem Schutt, und damit waren auch sprachliche Begriffe gemeint. „Volk“, „Vaterland“ und „Gemeinschaft“ waren für Alexander Hartwich zerstört, doch: „Mit einem jener Begriffe, jener Worte hat der Nationalsozialismus nichts anzufangen gewußt; vielleicht weil es ihm verdächtig, unheimlich war. So ist es uns, unbefleckt und lebendig, erhalten geblieben, das edle, schöne Wort: Heimat.“⁹⁶ Hier vollzieht sich eine Art Rückeroberung eines Wortes, das im Grunde genommen genauso beschädigt worden war, wie die anderen.

In vielem ähnelt der „Turm“ einem etwas übereifrigen Restaurator, der im Glauben, etwas Altes wiederherzustellen, die Risse der Geschichte mit einem neuen Bild übermalt, das

⁹⁴ T 2 (1946), H. 2, S. 57.

⁹⁵ Gespräch des Verfassers mit Ilse Aichinger am 24. September 2007.

⁹⁶ Alexander Hartwich: Anmerkungen zu Zeit und Kultur. T 1 (1946), H. 9, S. 257.

gezwungenermaßen gröber als das Ursprüngliche ausfällt, aber im Vergleich zur Geschichte der Ersten Republik auch deutlich haltbarer war.

Dennoch: Gefangen sowohl in einer schönen Vergangenheit, als auch einer ersehnten, noch schöneren Zukunft vergaß der „Turm“ manchmal auf seine Gegenwart – und ist gerade dadurch tatsächlich repräsentativ für seine Zeit.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

▶▶ [Zum Grundeintrag der Zeitschrift](#)

▶▶ [Zur Startseite](#)